

Johannes Rau

*Ansprache des Präsidenten des Bundesrates
in der Gedenkstunde im Deutschen Bundestag
am 28. April 1995*

Herr Bundespräsident,
Frau Bundestagspräsidentin,
Herr Bundeskanzler,
meine Damen und Herren,

der Mann, dem wir soeben gespannt, fasziniert und zustimmend zugehört haben, ist von Heinrich Böll einmal ein „leidenschaftlicher Pole“, ein „leidenschaftlicher Katholik“ und ein „leidenschaftlicher Humanist“ genannt worden. Wie treffend diese Charakterisierung war, haben wir soeben beglückt erfahren.

Da hat jemand zu uns gesprochen, der zwei Diktaturen nicht nur erlebt, sondern sie auch durchlitten hat und der trotzdem Zuversicht ausstrahlt und der davon Zeugnis ablegt, daß die Hoffnung auf das Bessere, auf Menschlichkeit und Verständigung, auf Toleranz und Nächstenliebe niemals vergeblich ist.

Der Historiker Bartoszewski hat für uns den Weg nachgezeichnet, den die deutsch-polnischen Beziehungen in diesem Jahrhundert genommen haben, einen Weg, der in viele Abgründe führte, aus denen uns aber Menschen wie Wladyslaw Bartoszewski herausgeholfen haben, durch ihr humanes Beispiel, dadurch, daß sie Brücken schlugen zwischen Deutschen und Polen.

Der deutsche Überfall auf den östlichen Nachbarn, die deutsche Okkupation und die Vernichtungspolitik haben tiefe Wunden geschlagen. Wir haben ja davon gehört,

daß diese Wunden bis heute in nahezu jeder polnischen Familie spürbar sind.

Wladyslaw Bartoszewski hat nicht verschwiegen, daß Millionen Menschen, Millionen Deutsche nach dem Krieg durch Flucht, Vertreibung und Zwangsumsiedlung viel Elend und Leid erfahren mußten. Er hat deutlich gemacht, daß sich das eine Schicksal gegen das andere nicht aufrechnen läßt. Um so wichtiger ist, daß wir alle deutlich sagen, was Ursache ist und was Folge.

Die Last, die wir Deutschen aus unserer Geschichte zu tragen haben, wird nicht dadurch leichter, daß wir die eigene Schuld gegen die Schuld anderer aufrechnen. Denn damit beginnt die Verharmlosung, und mit der Verharmlosung beginnt das Vergessen. Verdrängen und Vergessen sind aber nicht die festen Pfeiler, die wir brauchen, wenn wir Brücken der Verständigung bauen wollen.

Wenn die wachsende Verständigung, die wir wollen, nicht oberflächlich bleiben, sondern nachhaltig wirken und zur Versöhnung werden soll, dann müssen wir lernen – so hat es der israelische Schriftsteller David Grossman jüngst formuliert – „mit uns selber offen und ehrlich über die Vergangenheit zu reden“.

Das scheint mir gerade für uns Deutsche und gerade in diesem Jahr besonders wichtig zu sein, in dem sich ganz Europa an das Ende des Zweiten Weltkrieges vor fünfzig Jahren erinnert. Die schrecklichen Folgen, die dieser Krieg auch hatte, Flucht, Vertreibung und Teilung für die Deutschen, die hat in den vergangenen fünfzig Jahren in unserem Land niemand verschwiegen, schon deshalb nicht, weil niemand es verdrängen mußte.

Viele haben aber lange Zeit gebraucht, bis sich bei ihnen auch die Einsicht durchsetzte, daß ein Ende des Zweiten Weltkrieges ohne Befreiung von Hitler oder gar mit seinem Sieg das Schrecklichste überhaupt gewesen wäre, und zwar auch und gerade für die Deutschen.

Viele haben lange gebraucht, um zu erkennen, was die Herrschaft der Nationalsozialisten auch dem eigenen Volk angetan hat. Wieviel guter Wille ist mißbraucht worden, wieviel Hoffnung getäuscht, wie viele haben sich zu Werkzeugen einer unmenschlichen Ideologie machen lassen!

Mit den vielen Wissenschaftlern, Künstlern und Intellektuellen, die die Nationalsozialisten aus dem Land getrieben haben, haben wir Deutschen ein geistiges und kulturelles Kapital verloren, das uns noch heute fehlt. Wir haben scheinbar Fremde vernichtet und auch uns selber amputiert.

Beschämt und dankbar denken wir auch an die, die Widerstand geleistet und dafür oft mit ihrem Leben bezahlt haben. Ich nenne Julius Leber und Dietrich Bonhoeffer, Pater Alfred Delp und Hellmuth Graf James von Moltke, Edith Stein und Georg Elser.

Vor zehn Jahren, als wir den vierzigsten Jahrestag des 8. Mai 1945 begingen, war Europa noch in zwei Blöcke geteilt, und wir Deutsche mußten in zwei Staaten leben. Mit dem Fall der Mauer, der ein Glücksfall war, und mit der staatlichen Einheit, die uns Deutschen geschenkt worden ist, sind wir Deutsche alle ein Stück freier geworden.

Die Last der Teilung ist weg, die auch auf die gewirkt hat, die sie persönlich nicht zu spüren glaubten und denen der Gedanke an Freiheit näher war als die Hoffnung auf die deutsche Einheit.

Wir sind deshalb jetzt ein Stück freier – nicht im Umgang mit unserer Geschichte, aber mit dem, was wir aus unserer Geschichte lernen können, welche Erkenntnisse wir für unser zukünftiges Handeln ziehen sollten. Wir sind ein Stück freier, der Verantwortung gerecht zu werden, die uns nicht als Pflicht oder als Joch, sondern als Aufgabe und als Chance aus unserer Geschichte erwächst.

Heute, fünfzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, sieht die Mehrheit der Deutschen den 8. Mai 1945, so wie es Richard von Weizsäcker formuliert hat, als Tag der Befreiung und der Scham und nicht als Tag des Zusammenbruchs und der Schande. Niemand hat das dieser Mehrheit vorgeschrieben. Diese Einsicht ist vielmehr gewachsen aus der ehrlichen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, aus dem Wissen um das, was geschehen ist, und aus der Bereitschaft, auszuhalten und anzunehmen, daß es so und nicht anders gewesen ist, damit es niemals wieder werden wird, wie es war.

Diese Erfahrung wollen wir an unsere Jugend, an die jungen Menschen in Europa und in der Welt weitergeben. Wir sollten das tun nach der Einsicht, die der würtembergische Altbischof Hans von Kefer einmal so formuliert hat: „Geschichte ist nicht nur Geschehenes, sondern auch Geschichtes.“ Sie ist der Boden, auf dem wir stehen.

Wir haben zu dieser Gedenkstunde gemeinsam junge Menschen aus Polen und aus unserem Land eingeladen. Sie gehören zu einer Generation, die die Jahre der Vernichtung und der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg nur aus Erzählungen kennt, aus Büchern und aus Filmen. Sie haben manchmal eine unbefangene Neugier auf Geschichte. Wir sollten diese Neugier wichtiger nehmen als unsere häufig allzu fertigen Antworten.

Diese jungen Menschen fragen uns: Was kann man aus der Geschichte lernen? Und sie, die Jungen, und andere – das weiß ich aus vielen Briefen – fragen uns auch: Erstartet euer Gedenken nicht in Ritualen? Wird Erinnerung an vergangenes Unrecht nicht zu einer leeren Formel? Sind die vielen Gedenkfeiern nicht eine Last, die man abschütteln möchte?

Auf so drängende Fragen gibt es keine einfachen Antworten. Aber eine Antwort können und müssen wir in jedem Fall geben: Es genügt wirklich nicht, die Lehren

aus der Geschichte bei Gedenkveranstaltungen zu beschwören. Lehren aus der Geschichte zu ziehen, da sind natürlich zuerst Historiker und Politiker gefordert, und da sind gewiß diejenigen gefordert, die in Unternehmen und in Gewerkschaften, in den Kirchen und Verbänden Verantwortung tragen. Am wichtigsten aber ist es, diese Lehren da zu beherzigen, wo es wirklich darauf ankommt: im alltäglichen Zusammenleben.

Ich gehöre zu einer Generation, die den 8. Mai 1945 bewußt erlebt hat, und ich kann mich noch gut an die Jahre danach erinnern. Wir wurden damals die „skeptische Generation“ genannt, und wir hatten auch allen Grund zur Skepsis: Die selbstverschuldete Katastrophe lag noch nicht lange zurück, in die das Dritte Reich geführt hatte, und die meisten Deutschen wollten davon nichts mehr hören und nichts mehr wissen. Man hat uns damals Jungen vorgehalten, wir zögen uns zu sehr ins Private zurück und zeigten an Politik kein Interesse – ein Vorwurf, den auch heute junge Leute wieder zu hören bekommen.

Ich glaube nicht, daß dieser Vorwurf stimmt – weder damals noch heute. Es waren viele junge Leute, die in den fünfziger Jahren leidenschaftlich und engagiert zum Beispiel darüber gestritten haben, ob unser Land wieder eine Armee aufbauen sollte. Es war die junge Generation in den sechziger Jahren, die – geboren und aufgewachsen in Freiheit, Demokratie und sozialer Sicherheit – die Generation ihrer Eltern nach ihrer Schuld und nach ihrer Verantwortung in den zwölf Jahren der nationalsozialistischen Diktatur gefragt hat. Das hat den Anstoß gegeben zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit.

Auch in diesen Tagen gibt es junge Menschen, die wollen Zeichen setzen für Frieden und Völkerverständigung und gegen Krieg, Rassismus, Antisemitismus und Fanatismus.

Ich denke an ungezählte Initiativen, ich denke an die Aktion Sühnezeichen, ich denke an die Jugendbegegnungsstätte in Auschwitz und nicht zuletzt an das Deutsch-Polnische Jugendwerk.

Es gibt leider auch junge Menschen, aber wenige, und es sind vor allem nicht nur junge Menschen, die die Gespenster der Vergangenheit – Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Antisemitismus – in die Gegenwart hinein verlängern.

Wir dürfen sie nicht abschreiben. Wir müssen ihnen vermitteln, daß wir der Intoleranz, der Verachtung von Minderheiten und der Ausgrenzung einzelner oder ganzer Gruppen von Anfang an widerstehen müssen.

Wir müssen das nicht deshalb tun, weil Intoleranz, Fremdenfeindlichkeit oder soziale Ausgrenzung bei uns Deutschen verbreiteter wären oder auf fruchtbareren Boden fielen als in anderen Ländern. Nicht da liegt der Unterschied. Ich sehe ihn vielmehr darin, daß wir in unserer Geschichte auf schreckliche und unvergeßliche Weise erlebt haben, wozu diese Haltungen führen können.

Wir Deutsche sind gebrannte Kinder. Darum muß bei uns die Schwelle höher liegen als in jedem anderen Land. Darum haben wir eine besondere Verantwortung dafür, nie zu vergessen und nie zu verdrängen, was geschieht, wenn die Demokratie stirbt, weil es zu wenig aktive Demokraten gibt, was geschieht, wenn der Rechtsstaat stirbt, weil es zu viele gibt, die ihn als störend empfinden beim Gebrauch ihrer Macht, was geschieht, wenn die Menschenrechte und die Bürgerrechte mit Füßen getreten werden, weil es zu wenige gibt, die sich um andere kümmern, und zu wenige, die Zivilcourage haben, gegen Unrecht und Diskriminierung aufzustehen.

Nach der nationalsozialistischen Katastrophe sind in unserem Land die Grundlagen für eine moralisch sensible politische Gesittung entstanden. Das ist nicht über Nacht gekommen, das ist in Jahrzehnten und mühsam gewachsen. Es ist, wie ich glaube, auch das Ergebnis der oft schwierigen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, in der deutlich geworden ist, welche neuen Wege zu gehen seien: Wege der Demokratie, der Rechtsstaatlichkeit, der sozialen Gerechtigkeit und nicht zuletzt auch der festen Einbindung in Europa.

Die Deutschen in Ost und West können diese Wege erst seit der friedlichen Revolution vom Herbst 1989 und seit der staatlichen Einheit 1990 gemeinsam gehen. Wir haben diese Chance für einen gemeinsamen Neuanfang bekommen, weil unsere Nachbarn erfahren hatten, daß von uns Deutschen keine Gefahr mehr ausgeht.

Es gibt viele, die sich um die staatliche Einheit der Deutschen verdient gemacht haben. Nie aber sollten wir vergessen, daß es Menschen in Warschau, in Prag, in Budapest und in vielen anderen Städten waren, die aufstanden sind gegen Unterdrückung und Entmündigung. Sie haben den Eisernen Vorhang mit zu Fall gebracht,

ohne den wir die deutsche Teilung nicht überwunden hätten.

Und wir können stolz darauf und dankbar dafür sein, daß Deutsche in der damaligen DDR sich mit Kerzen und mit Liedern, mit stillem Protest, mit Flugblättern und beharrlichem Widerstand zusammengetan haben für Freiheit, Demokratie und Frieden.

Heute werden bei uns wie in anderen Ländern wieder Stimmen laut, die auf das Nationale zuerst setzen, das heißt auf Abgrenzung statt auf Gemeinsamkeit. Es darf uns nicht wundern, daß unsere Nachbarn hellhörig werden, wenn sie solche Töne aus dem großer gewordenen Deutschland hören. Unsere Nachbarn haben in diesem Jahrhundert und noch weiter zurück immer dann Anlaß zu erhöhter Wachsamkeit gehabt, wenn wir Deutsche zu sehr mit uns selbst beschäftigt waren. Darum ist es so wichtig, daß wir im Reden und im Handeln unseren Nachbarn deutlich machen: Die staatliche Einheit, über die wir uns freuen, darf für uns Deutsche nicht verbunden sein mit der Absage an Europa. Wir wollen kein deutsches Europa, sondern ein europäisches Deutschland.

Willy Brandt hat oft gesagt: „Von deutschem Boden darf nie wieder Krieg ausgehen.“ Dieser Satz gilt, und er steht vor dem Hintergrund der deutschen und europäischen Geschichte dieses Jahrhunderts, vor allem der Zeit von 1933 bis 1945. Der deutsche Patriot und Weltbürger Willy Brandt hat doch nicht geglaubt, wir Deutschen seien gewalttätiger veranlagt und damit ein größeres Risiko für den Frieden als andere. Selbstanklage und kollektive Schuldgefühle lagen ihm fern. Er wollte vielmehr die Erinnerung daran wachhalten, daß aus den schrecklichen Erfahrungen, die wir Deutsche mit uns selber und die unsere Nachbarn mit uns gemacht haben, auch eine

besondere politische Verantwortung für den Frieden erwächst.

Ich sehe es deshalb als unsere wichtigste Aufgabe am Ende des Jahrhunderts, daß wir Deutsche eine treibende Kraft im europäischen Einigungsprozeß bleiben. Wir brauchen Europa. Europa braucht uns: Nicht als ruhe- und ordnungsstiftende Großmacht, sondern als vermittelnde Kraft, die aus der Erfahrung mit der eigenen Geschichte klug geworden ist.

Weil diese Einsicht wuchs, konnten wir mit unseren Nachbarn im Westen einen Weg der Verständigung, der Freundschaft und des Vertrauens finden. Ich bin zuversichtlich, daß uns gleiches auch mit unseren Nachbarn im Osten – vor allem mit Polen – gelingt.

Wir danken noch einmal Wladyslaw Bartoszewski dafür, daß er gekommen ist und daß er – und daß er so – zu uns gesprochen hat. Und wie wir unsere Nachbarn in Polen dankbar grüßen, so denken wir auch an die anderen Völker, mit denen wir so schmerzhaft verbunden sind, an die Niederländer und die Tschechen, an die Dänen und an die Slowaken, die ich stellvertretend nenne.

Wir wollen alles tun, damit Grenzen nicht mehr trennen, sondern verbinden, damit Brücken gebaut werden und nicht Brückenköpfe, damit wir zusammen leben und nicht gegeneinander stehen.

Und wir vergessen nicht, daß gestern in Israel der Schmerz über den Holocaust, über die Shoah, Alte und Junge miteinander verbunden hat. Es ist ein langer Weg von der Bitterkeit dieses Schmerzes zu Schritten der Versöhnung, über die wir uns dankbar freuen.

Das Ende des Kalten Krieges macht bei uns das Zusammenwachsen eines Europa möglich, dessen Grenzen viel weiter sind als das, was die Gründungsväter der euro-

päischen Einigung vor Augen haben konnten. Dann kann der Traum Wirklichkeit werden, von dem Wladyslaw Bartoszewski in einem seiner Bücher erzählt hat. Er träumt da von einer Zeit, in der „sollen Polen und Deutsche nur dies füreinander sein: ganz normale Menschen“.

Fünfzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges haben wir allen Grund zur Hoffnung, aber auch allen Anlaß, unsere Kräfte zu bündeln, damit dieser Traum keine Vision bleibt, sondern gelebte Wirklichkeit wird in einem Europa der Verständigung und der Partnerschaft.

Ich jedenfalls glaube und hoffe, daß wir unsere Hoffnungen nicht vergeblich in die junge Generation setzen, in ihre Kraft und in ihr Engagement. Wir Deutsche wollen mit unseren Stärken zu einem starken Europa beitragen. Wir wollen genauso, daß andere ihre Stärken einbringen können. Das brauchen auch wir, und das kann Hoffnung stiften für einen dauerhaften Frieden in Europa.